

### Seine Konkurrentin.

Roman von

Fritz Gause.

Nachdruck verboten

21. Fortsetzung.

„Ehe er zu erwidern vermochte, sah Thomsen mit einem Einwurf da. „Bis auf die Punkte, Binden. Denn des Wadels Kern ist doch, daß du insofern der aufsehenerregenden Neuschöpfung deiner „Königin Charlotte“ ein glänzendes Angebot von einer südbreitären Großgärtnerin erhalten hast.“

Sabine sah den Stolz in den Augen des Sprechenden und lächelte verächtlich. „Nun ja, Vater, und wenn es denn durchaus auf einen Generalerwerb abgesehen ist, so will ich mich hingucken, daß ich das Angebot angenommen habe und am 1. Januar bei Peter Voh & Sohn in Cannstatt als Leiterin der Versuchsanstalt für Rassenzüchtungen eintreten werde. Soll ich Ihnen noch die Höhe des vereinbarten Gehalts mitteilen, Herr Doktor?“

Friedrich Vogellang lächelte abweisend. „Es dürfte nicht gering sein. Und ich kann meinen Gläubigern nur wiederholen und doppelt herzlich zum Ausdruck bringen, daß Ihnen Ihre Berufswahl nicht so lässigen Erfolg gebracht hat.“

Sabine fragte leise. „Sagen Sie, das ist am Ende die Hauptsache: der Erfolg der Arbeit und die Freude daran.“

„Ueber Vogellangs Gesicht glitt ein Schatten. Wo waren seine Erfolge? Wo war überhaupt seine Arbeit? Er konnte sich mehr des einen noch des anderen rühmen, und kam sich

diesen jungen Mädchen gegenüber wie ein Stümper vor, der nichts erwarben hat, höchstens einen Mißerfolg mit einem Gerichtsverfahren als Anfang. Und zu diesen niederbrütenden Lasten gesellte sich der Gedanke an ihren in naher Zukunft beginnenden Fortgang und an ihren Eintritt in einen neuen Wirkungskreis. Peter Voh & Sohn! So hatte sie ja wohl gesagt. Der in jählicher, haltender Gedankenfolge Gräbelnde hatte plötzlich die Vorstellung, daß die, der Voh junior ein junger, unbewährter Mann sei, der in geschäftstüchtigen Überlegen nicht angezweifelt würde, die seltene Leiterin der Versuchsanstalt auch ein Engagement auf Lebenszeit, in diesem besonderen Falle Ehe genannt, an sein Haus zu stellen. Woher kam ihm nur der wunderliche Gedanke? Entsprang er wirklich der in ihm sich bemerkbar machenden Eifersucht? Und wenn dies Gefühl tatsächlich vorhanden war, dann mußte ein anderes die Voraussetzung sein.

Wie hand es damit? Waren alle seine Erwartungen und Hoffnungen, die er in Vorfreude und Ungeduld mit dem Besuche im Saale Thomsens verknüpft hatte, Bemeile für das Vorhandensein der besten und edelsten Zuneigung zu einem anderen Menschen, deren das Herz fähig ist?

Während das rauhe Gewirr der Gedanken durch seinen Sinn flutete, hatte sich Thomsen erhoben, um seinem Gäste eine Zigarre anzubieten, wobei er vorbereitend auf die Güte dieses Sonntagsmittagsabends und die mit seinem Besuche verbundenen Vorteile aufmerksam machte. Und da er während der Bekanntschaft dieser Mittagspause in einem neuen seiner Lebensaufgabe schwamm, entging ihm der gedächliche, von einer Jervierung Kunde gebende Gesichtsausdruck des Doktors.

Aber das heimlich häufig beobachtende Auge Sabines sah, daß in seiner Seele etwas Außergewöhnliches vor sich gehen mußte. Sie brachte kein verändertes Wesen mit ihrer Bemerkung über den Erfolg der Arbeit in Zusammenhang und glaubte zu wissen, was in diesen Sekunden durch seine Seele zog: ein quälendes Unbehagen. Hatte er nicht gelegentlich ihres ersten Begegnens in wenig hoffnungsreichen Worten von seinen Erwartungen gesprochen? Sie nahm an, daß seine Bekundungen eingetreten waren und bittere Gedanken an erlebte Enttäuschungen ihn quälten.

Sie hatte vor, nach seiner Praxis zu fragen und ihm nötigenfalls Mut zuzusprechen, kam aber nicht zur Ausführung ihrer Absicht, da der Amtsgerichtsrat nach dem Ansinnen der blumigen Borneo ein Gespräch über Zigaretten, Rauchgenuss und Nivotalerzeugung begann und nach Erlebung dieses Stoffes eine Schachpartie in Vorschlag brachte.

„Da ich auch mal gern Zuschauer bin“, sagte er, blaue Augen wachsend, „schlage ich Ihnen für die erste Partie meine Tochter als Partnerin vor.“

Sabine sah nach der Standuhr auf der Spiegelkonsole. „Es geht auf fünf, Vater, und ich möchte bitten, mich zu dispensieren, da ich meine Vorbereitungen zur Abfahrt treffen muß.“

„Ma ja, du hast recht, Binden. Da müssen Sie schon mit mir verabschieden, Doktor. Also kommen Sie, das heißt, wenn es Ihnen genehm ist.“

Vogellang beugte sich, seine Bereitwilligkeit zu erklären, obgleich er wenig Lust verspürte. Am liebsten hätte er seinen Besuch beendet, um mit seinen ihn peinigenden Gedanken allein zu sein.

Als die beiden Herren die Figuren aufstellten, erhob sich Sabine und sagte, daß man sie entschuldigen möchte. Vogellang war es, als ob dem Zimmer mit ihrem Scherfenen plötzlich alles Licht genommen sei. Thomsen hatte den gestreuten Partner in der Welt und schüttelte verächtlich den Kopf. Als Vogellang einen besonders großen Fehler machte, wurde Thomsen leicht ärgerlich und schlug mit der flachen Hand erregt auf den Tisch, daß die Figuren in Gefahr gerieten, durcheinanderzutreten. „Aber, lieber Doktor, was ist denn nur mit Ihnen?“

Vogellang murmelte etwas von flarem Kopfschmerz und meinte, daß es besser sei, die Partie abzubrechen, da er für ungeteilte Aufmerksamkeit nicht einsehen könne.

„Nein, lieber Freund, Sie dürfen nicht trüben“, lehnte Thomsen ab. „So einfach lasse ich Sie nicht los. Die Partie wird zu Ende gespielt.“

„Infolge der günstigen Lage, die der Amtsgerichtsrat verabschiedlich hatte, weil Vogellang seine Vorteile häufiger übernahm, konnte er seinen Partner schon nach einer knappen Viertelstunde matt setzen.“

Als er sich kopfschüttelnd zurücksetzte und den Doktor mit einem fragenden Blick musterte, kam Sabine zurück. Sie trug den Hut und trugte den linken Sandstuhl zu.

„Manu, Mädel! Hast du's heute so eilig?“ fragte Thomsen, sich aufrichtend und seine Uhr ziehend. „Es ist ja knapp halb sechs Uhr.“

„Ich glaube, es gibt zum Abend Regen, und ich möchte daher lieber etwas früher abfahren.“ Ihr Blick ging zu Vogellang. „Sie entschuldigen meinen Aufbruch unter diesen Umständen, nicht wahr, Herr Doktor?“

Der Gefragte beugte sich, höflich zu erwidern, und stand auf.

„Ich möchte mich auch gleich verabschieden“, sagte er, zu Thomsen gewandt.

Der erhob entschiedenen Einspruch. Unter keinen Umständen würde er diesen frühen, gar nicht in sein Programm passenden Aufbruch gestatten. Und er würde böse sein, wenn man ihm den Sonntag mit einer Marotte verbräde.

Vogellang betonte, daß ihm keine Pause veranlasse, seinen Besuch zu beenden. Er fühle sich nicht disponiert, würde doch nur ein lächelnder Gesellschaftler sein und biete daher, ihm sein Gehen nicht zu verwehren.

„Ma, da nimm ich schon gleich mit, Bine“, sagte Thomsen verärgert, „und rüde ihm den Kopf zurecht. Es scheint nötig zu sein. Ist mir solche Bodenheiligkeit schon vorgekommen! Zur Strafe werde ich Ihre Konkurrenz von nebenan zu einer Partie bitten und seinen guten Faden an Ihnen lassen.“

Er lachte bösig und warf den gelauten Reif seiner Borneo mit einer unwilligen Bewegung in die Mischschale.

Sabine legte sich beglückend ins Mittel. „Du darfst nicht ungerührt sein, Vaterchen. Wenn der Herr Doktor eben nicht der Stimmung ist, seinen Besuch noch länger auszubehnen, dann mußst du die ihm umständliche Bekundung machen.“

„Du schämst ja mit ihm unter einer Decke zu liegen, höre mal!“ scherzte Thomsen. „Ma, also“ — er sah mit einem ergebungslosen Blick, der von einem törichtem Seufzer begleitet war, nach dem Schachbrett. „Ich sage dann schon gar nichts mehr. Meinetwegen immer los, lieber Doktor. Und gute Besetzung.“

Mit der Entlohnung der Dinge schnell vertrieben, begleitete er Vogellang und Sabine bis zur Partitur. Dort gab es einen zärtlichen Abschied von seiner Tochter und eine letzte launige Bemerkung für seinen ungetreuen Gast.

„Ich gehe mit Ihnen bis in die Stadt, wenn es Ihnen angenehm ist“, sagte Sabine, als der Doktor sich ihr empfehlen wollte. „Ich habe noch gute Zeit.“

Vogellang war es nur recht, das Bekundete mit Sabine noch länger genießen zu dürfen, und er wußte nun plötzlich, was ihm zu seinem frühen Aufbruch veranlaßt hatte: der Gedanke an ein Alleinsein mit Sabine. Er ärgerte erneut seine Zustimmung.

Thomsen sah ihnen ein Stück nach. Das schien beinahe wirklich eine abgetratene Sache. Sollte er mit seiner porhig ganz zufällig geäußerten Bemerkung unbewußt das Richtige getroffen haben? Er erinnerte sich plötzlich des merkwürdig gestreuten Wesens Sabines, das je damals nach dem ersten Begegnung mit dem Doktor bei der Schachpartie am Abend zur Saale getragen hatte. Heute war der Doktor nicht bei der Sache gewesen. Unmöglich war es nicht, daß Sympathien zwischen ihnen bestanden. Und mit einem nachdenklichen Gesicht ging der Amtsgerichtsrat ins Haus. Es war ihm nicht klar, ob er eine Annäherung zwischen dem Doktor und Sabine gegen oder gegen ger sehen würde. Ungezügelt glaubte er zu empfinden, daß er mehr zu letzterem neige. Aber schließlich war es Sabines Sache, eine Entscheidung zu treffen. Und sie würde schon das Richtige tun. Da durfte er ganz beruhigt sein.

Sabine war der vorzeitige Aufbruch des Doktors eigentlich nur recht gewesen, da er ihr die Möglichkeit des Alleinseins mit ihm und einer ungehörten Frage nach dem Grunde seines gedrückten Wesens gab, zu der ihr vorhin die Gelegenheit genommen gewesen war. Sie hatte auch den Weg in die Stadt zu Fuß gewählt, um mit Vogellang noch eine Weile zusammen zu sein. Das Interesse, das sie an jenem Leben nahm und das wohl im Hinblick auf ihre kurze Bekanntschaft ein ungewöhnliches genannt werden möchte, verdrängte sie vor sich damit zu rechtfertigen, daß sie auf Grund ihrer Unterhaltung über die Möglichkeit einer genügenden Praxis gelegentlich ihres ersten Zusammentreffens zu einer derartigen Frage bereitigt war, so daß ihr niemand, am allerwenigsten er selbst, lastige Neugierde zum Vorwurf machen durfte.

In ehrlicher Offenheit erklärte sie ihm, was sie veranlasse, die Möglichkeit einer Begegnung herbeiführt zu haben und daß er sie nicht für neugierig halten möchte. „Ich hatte während unseres Gesprächs über meinen bescheidenen Erfolg den Eindruck, daß es mit dem Ereignis in Ihrem Leben nicht zufrieden seien und daß der Ausdruck Ihres Gehelms Mitleidigkeit und Niedrigherabsetzung verriet. Ich würde mich freuen, wenn ich mich geirrt haben sollte.“

Er hatte ihr mit wachsender Aufmerksamkeit zugehört und vermochte im Augenblick nicht zur Klarheit darüber zu kommen, in welcher Weise er sich durch diese Worte berührt fühlte. Fast wollte es ihm bedünken, als ob eine Verleumdung in seiner Seele nicht ausgelacht würde. Denn er hatte den Eindruck, etwas wie Mitleid aus ihrer Stimme herauszuhören. Und wenn er sich darin nicht täuschte, dann hatte er wahrhaftig seinen Grund zur Freude. Denn mitleidige Gefühle im Herzen des Weibes für den Mann, der seine Zuneigung zu diesem Weibe in einer ganz bestimmten Richtung wachsen sieht, gleichen einem vernichtenden Reif in Frühlingssächten oder einem tadelnden Gift, das jarte Keime zerstört und freudige Hoffnungen unsonst ehegt erwecken läßt.

Aber Friedrich Vogellang mochte sich täuschen. Vielleicht lagen ihrem Handeln Motive ganz anderer Art zugrunde, wiewohl er sich nicht zu sagen wußte, welcher Art sie sein möchten. Jedenfalls hatte er die Pflicht, ihrem Interesse mit Dankbarkeit zu begnügen.

Dieser Verlässlichkeit verließ er darum auch zunächst Ausdruck und fuhr dann fort, ihr Gesicht mit seinen Worten zu befeuchten. „Sie haben sich lieber nicht zu dem Herrn Thomsen, sondern beobachtetlich richtig. Im Gegensatz zu den Vorgängen in Ihrem Leben kann ich mich an bisheriges seines Erfolges freuen. Es reicht einmal zu einer lässigen Besichtigung.“

„Das tut mir leid“, sagte sie, wahr.

(Fortsetzung folgt.)

### Wahnsinnig.

Stilze

Hans Katoml.

(Nachdruck verboten.)

Es klingelte scharf, Frau Schallabö öffnete, und eine tiefe Männerstimme sagte halblaut: „Wohnt hier der geistesgestörte Student der Rechte Paul Petteroff?“ Darauf hörte man im Nebenzimmer das Knistern von Papier, wie wenn in Ästen geblättert wird, und die Stimme murmelte: „Schnitte Zeit, das Individuum in einer Irrenanstalt zu internieren — gemeingefährlich, viel zu lange herumgelaufen.“

Dann lästerte Frau Schallabö irgend etwas ganz Leise, aber man konnte nichts verstehen. Der ängstlich gekämpften Stimme war es aber anzumerken, daß es eine sehr peinliche Sache sein müßte, von der Frau Schallabö sprach.

Und da die Frau so ängstlich wisperte, dämpfte sich auch die Stimme des Mannes unwillkürlich zu einem Flüstern herab. Es war entsetzlich, dieses Geräusch anzuhören; es klang, wie wenn Ratten über Papier laufen.

Endlich empfahl sich der Herr, und Frau Schallabö sagte: „Adieu, Herr Kommisar.“

Paul Petteroff war ganz tief in seinen Schreibtisch gesunken. Sein Körper dunkelte; ihm war wie anglobertrampften Schläfern, die in dunkler Nacht von einem Scharten geblüht, von einem Geräusch aufgeschreckt, sich nicht zu rühren wagen.

Er hatte das Gespräch nebenan gehört, hatte erfahren, daß er wahnsinnig sei. Ganz deutlich. Geistesgestört — und sein Name. — Er wäre am liebsten aufgesprungen und hinausgelaufen und hätte geschrien: „Ich bin nicht wahnsinnig — ich bin nicht — aber bin ich es doch?“ — Aber er konnte doch nicht, er war doch an den Fesseln festgebunden, er schmeckte in einer Wolke Dampf der aus seinem Körper kam und soleglich zu Papier wurde.

Paul Petteroff verstaute logisch zu denken.

Erwas Schreckliches muß ihm in der letzten Zeit angefallen haben, überlegte er, aber ich weiß nicht, wann, und ich weiß auch nicht, wie. Er ging die letzten Wochen Tag um Tag durch. Was hatte er getan? War er seines Denkapparates überhaupt noch mächtig? War er sich seiner Handlung noch bewußt? Ihm wurde heiß vor Angst.

Er prüfte sich, ob er gegenwärtig einen klaren Augenblick habe. Er sagte das Ade auf, auch noch rückwärts, aber diese Probe befreite ihn nicht. Er schrieb einen Brief an seine kleine Freundin, als er ihn über den Tisch, war er durchaus nicht von seinem geistigen Bewußtsein überzeugt. Was er auch begann, es gab ihm nicht die Gewohnheit, den Verband zu sein. Alles läßt sich in Unklarheit auf. Es gab keine Gewißheit für sich.

Warum lehnte er sich noch gegen die Tatsache auf, die er soeben gehört hatte. Es schien ihm das Vernünftigste, still zu halten und wahnsinnig zu sein. Wahnsinnig — ja. Er beschrieb das Wort laut vor sich hin und verzerrte sein Gesicht zu einer Grimasse. Zur Sicherheit schrieb er mit Blaustift auf ein großes Blatt Papier: „Ich — bin — to — tal — wahnsinnig — ein — großes — Weis.“ Und er fühlte sich bedeutend ruhiger. . .

Er hatte den Hut phantastischer aufgestülpt, die Kravatte lässiger geschlungen als sonst. Seine Hände flogen wie Finken umher. Es war ihm gleichgültig, wie er ausseh, er war doch verurteilt. Aber den Weg zu Wizzi fand er doch. Und den Signalfiß hatte er auch noch in der Erinnerung.

Wizzi hatte einen neuen Frühjahrsanzug auf (eigentlich war es der vom Vorjahr, nur mit einem frischen Aufputz) und sah sehr allerliebst aus.

Mit dem größten Nutzen, die sie machen konnte, sah sie ihn an, schlug die Hände ehe mienlich zusammen und rief: „Um Gottes willen, Paul, wie sieht du denn aus?“

Paul Petteroff nickte innerlich zusammen. „Wizzi“, sagte er und verzerrte mit seinen Fingernägeln ein Zerkentus, „ich bin — wahnsinnig — erscheid nicht, meinem Geisteszustand, ich hab' ja selber nichts davon gemerkt, aber nun habe ich es erfahren, man sagt mich — Wizzi, man will mich in — ter — nen!“ Und jetzt, indem er es ausbrach, kam ihm das Schreckliche seiner Lage ganz zum Bewußtsein. Heute oder morgen abgeholt werden, nicht wissen, wann, Männer kommen, und wenn er freit — und er wird sterben — paden ihn fällige Aeme — und hinetn in die Zwangsjacke und draußen steht ein Wagen, so ein Wagen, dem man mitleidig-neugierig und angewohnungslos nachhakt, wenn er durch die Straßen rennt; und vor dem Tor, links — diese Geister; ein dicken mitleidig und ein dicken schadenfroh und ein dicken: Wir haben's ja eh' schon gemut. Paul Petteroff lächelte bei dieser Vorstellung.

Wizzi überlegte: Aufstehen und den faden Menschen sitzen lassen? — Nein, dazu war er doch ein guter und lieber Kerl. Misträuflich und ängstlich sah sie ihn von der Seite an — er war ihr ja heute gleich nicht gefeuer vorgekommen — ob er am Ende wirklich . . .

„Hör mal, Paul, das ist ja Unstimm.“ Und sie kam sich so schwerlich mild vor, wie eine Kranenflieglerin. „Schlag dir doch solche dummen Gedanken aus dem Kopf. Was ist denn überhaupt geschah?“

Petteroff erzählte, was er zu seinem Entsetzen im Nebenzimmer seiner Wirin erlaubt hatte. Aber Wizzi war nicht zu überzeugen. Wenn einer halbwegs vernünftig erzählen kann, dachte sie, kann es mit keiner Verdrücktheit nicht so schlimm sein, und blieb unglücklich. Da sagte er fast trübsinnig: „Ich habe ja den Beweis zu Hause, ich hab' ihn doch nicht verdrückt, so wahr mir Gott helfe, und wenn du mir nicht glauben willst, so komm und überzeuge dich selbst.“ Und als er das gesagt und ein ganz klein wenig nachgedacht hatte, kam ein pfliffiger Ausdruck in sein Gesicht, aber er merkte nichts davon, es war nur ein ganz unwillkürlicher Reflex, der gleich wieder davongeführt war.

„Ein Beweis deiner Verdrücktheit? Das verheiß ich nicht.“ Jetzt wurde es ihr unbehaglich.

Wizzi sah ihn heimlich prüfend von der Seite an. „Irgend etwas war mit ihm los, sein Zweifel. Da sie zu ihm ging? Sie hatte sich (und aus guten Gründen) vorgenommen, mit

sein Zimmer zu betreten. Es wäre höchst ungeschicklich gewesen. Wie jetzt war sie ihrem Vortage treu geblieben. Der galt aber nur für normale Zeiten; doch jetzt war Paul verdrückt und wollte ihre, die nicht daran glauben konnte, den Hinweis liefern. Sie wurde ganz verwirrt. Wenn er nicht verdrückt ist und sich und andere überredet, daß es ist, dann ist es ja doch! Ihr Kopf schmerzte schon; und dabei einigling es ihr, daß Peteroff, der sie seit am Arme hielt, seiner Wohnung aufschritt.

Wißt man jetzt ganz versichert. Nun stand sie doch in Pauls Zimmer. O, wie das Blut gegen alle Regeln des Kreislaufes sich herumgobeltete.

„So jetzt mit doch, wovon du sprichst, und dann gehe ich“, sagte sie trotzig und herausfordernd.  
Paul holte mit zitternden Händen aus den Papieren am Schreibtisch ein Blatt hervor und reichte es ihr. Sie las die mit blaufarbiger hingemalten Worte: „Ich — bin — to — tal — wahn — fin — nig — waj — ta.“ Und ringsherum waren Arabesken, Mäntchen und Geflügel gezeichnet. Das war alles.

Wißt hieß das Blatt in harten Händen. „Beliebt es dir, viele Scherze mit mir zu treiben?“ Ein Keinen zitterte in ihrer Stimme.  
Peteroff war erst ganz verdrückt, griff sich an den Kopf und lag niedergerichtet, meinte zu ihnen stehen. „Gott“, schluchzte er, „ich bin unglücklich, ich hab's wirklich in die Bahn eingeschrieben, ich hab's es mir ausgehört, um dich hierher zu bringen.“ Aber indem er diese letzten Worte sprach, schloß er sich schon in jähe Fäden des Zweifels verdrückt, in denen er hilflos zappelte. Wieder löste sich alles in Unsicherheit auf. Er blühte blühend aus, er sah die Wahrheit auf, und wo begann der Vertrag? — Nichts war sicher, kein Boden unter ihm, und er hatte das Gefühl, zu ertrinken.

In das ganze Schweigen tratte kurzzeitig eine kleine Uhr und das Geräusch. Wäßig in kräftigen, rhythmisch abgesetzten Schlägen. Paul tauchte erschlafft die rechte Hand in die Taube, er konnte trotz seines Wahnsinns ganz richtig, daß es falsch war, ein Wort zu reden oder gar nicht zu machen; er schloß sie auf sie, und während er unten (ganz automatisch) ihre Schüsseln aufzuküpfeln begann, legte sie oben Hut und Mantel ab.

Frau Schallabö war nach mehrjähriger Abwesenheit aus St. Wölten bei Wien zurückgekehrt, sah in Peteroffs Zimmer nach dem Notizen, als dieser eintrat, zurückbrachte und nicht ohne Lust zeigte, davonzulaufen.  
Was sollte er tun, wie sich verhalten? Die Frau wußte, daß er gestraft war, sie würde mit ängstlicher, gehedelter Zurückhaltung nach seinem Befinden fragen und schon entscheiden, und er mußte sich weiter mit seiner Ungewißheit auseinandersetzen, in ihrer verführerischen dem Wahnsinn entgegenstellen, da Männer in sein Zimmer traten, die ihn abholten, um ihn in eine Anstalt zu bringen. Sollte er weiter hilflos, aus Zeitweil, der Gemüths ins Auge zu sehen?

Mit einem Satz stürzte er auf Frau Schallabö zu, packte sie und leuchtete zähneknirschend: „Was ist mit mir los? Glauben Sie ja nicht, daß ich es nicht weiß! So wahnsinnig bin ich noch nicht! Ich bin verdrückt, es ist wahr — aber ich will mich, was damals Sie mit dem Mann gequält haben, Schlange?“

Die rudiische Frau Schallabö (zum erstenmal in ihrem Leben „Schlange“ apostrophiert) trat in Anhalten, in Ohnmacht zu fallen, überlegte es sich aber und schrie in ihrem Entsetzen kräftig gegen zum Hilfe.

Geschick ließ Peteroff die Frau los. Sie entfloß, füllte das Haus mit ihrem Geruch, die Fenster, die Bente liefen aus; man drang in Peteroffs Zimmer, fand ihn bleich und zähneknirschend. Er ließ sich ruhig auf die Polster setzen. Dort konnte er nichts weiter sagen, als daß er wahnsinnig ist, er wisse, daß man ihn schon lange beobachtet, und er wäre froh, daß es endlich so weit sei. — Da lieferte man ihn in die psychiatrische Klinik ein.  
Frau Schallabö hatte drei Tage lang das Gitter in ihrem ganzen Körper von der ausgehenden Angst. Mit größeren Furcht denn je dachte sie an ihren anderen Untermieter. Lieber den Gang, rechts, auf den Hof hinaus, wohnt der Student Paul Peteroff. Wenn er auch nicht so gefährlich war wie der andere, der Peteroff, und seine Wirtin noch nie angefallen hatte, so trieb er doch allerhand furchigen Unsinn, schon mit einem Geruch, der sie, man mag sich auch in Peteroffs Zimmer, so daß Frau Schallabö immer nicht ganz richtig eine Vermutung, die sie von beherrschender Seite zu befrägen fand). Es ist Frau Schallabö wirklich nicht zu verzagen, wenn sie diesen ihren Zimmerer möglichst rasch los zu werden brachte. Wenige Stunden nach dem aufgegebenen Vorfall wurde auch Paul Peteroff (unter allgemeinem Bedauern der Hausleute für die schwer geprüfte Frau Schallabö) auf die Polizei gebracht. Die Psychiatrin einigten sich auf leichte Formen beginnenden jugendlichen Wahninns.

Was bleibt noch zu erzählen übrig? Gebe das Schicksal, daß der arme Peteroff, der wahnsinnig werden mußte, weil er sich um ein paar Silben verdrückt hatte, bald wieder aus der Herdentilg herauskommt. Aber so lange aber Frau Schallabö nicht die Gerechtigkeit kommt (und das kann man schließlich nicht verlangen), daß Peteroff das Opfer eines Sophisters geworden ist, wird er nicht so bald Begegnung haben, zu erkennen, wie dünn der Boden ist, an dem die menschliche Vernunft hängt, wie wenig man ihrer sicher ist und wie leicht man um sie kommen kann, ohne sie verloren zu haben.

### Frauen in Männer und Männer in Frauenkleidung.

Die Geschichte ist reich an Beispielen von Frauen, die es liebten, in Männerkleidung durchs Leben zu gehen. Weniger groß ist die Zahl der Männer, die der Verlockung, sich in Frauenkleidern bewandern zu lassen, nicht widerstehen konnten. Allen aus hier fehlt es nicht an berühmten Beispielen. So auch die berühmteste zur Zeit der französischen Restauration in Paris eine gewisse Henriette de Valanges, auf die der Haupt, ein Opfer der Revolution zu sein, und die diese Bewandlung auch durch amtliche Schritte zu sein, und die diese Bewandlung von Ludwig XVIII. nicht nur im Kiste ausgestellt, sondern in Versailles auch eine freie Wohnung zugewiesen. Die gemüthslose Dame fand in der Desfamiliäre ohne weiteres Zutritt, war zweimal verheiratet und starb in hohem Alter 1653. Erst nach ihrem Tode erfuhr man, daß die angebliche Frau an Mann war, dessen Namen man nie erfahren hat. Eben deshalb erhielt ich auch lange der Glaube, daß man es in dem vertriebenen Mann mit dem Sr. n. Ludwigs XVIII. —

hatte, der während der Revolution verbannt war. Von den Frauen, die als Männer verkleidet auftraten, ist vor allem die jugendliche Begleiterin Lord Byron's zu erwähnen, die dieser stets als seinen jüngeren Bruder vorzuziehen pflegte. Der Kardinal von Arona, der als Bischof in Straßburg residirte, machte seine Ausfahrten des öfteren mit Begleitung eines eleganten, jungen Abbe, der in Wahrheit niemand anderes war, als die Marquise de Marigny. Bekannt sind auch die beiden Engländerinnen Maria Wood und Ginn Bonny, die sich zusammen im Jahre 1720 auf einem Privatgeschiff anheuern ließen und nicht minder später als ihre männlichen Anheuern kämpften. Zu nennen ist ferner die Gräfin Flago u. l. l. als Mann verkleidet, nicht auf seinen Reisen zu begleiten pflegte. General Malena brante bei seinem Gehirne in Spanien seine junge Geliebte mit, die den ganzen Abzug in Uniform eines Dragonerregiments mitmachte. Mit Dumas dem Jüngeren nahm an den Proben seiner Theaterstücke stets ein lebenswürdiger Jüngling teil, der seine als Mann verkleidete Geliebte war. Auch Balzac war auf seiner italienischen Reise von seiner in Männerkleidung reisenden Geliebten begleitet. Endlich muß als die berühmteste der Frauen in Männerkleidung George Sand genannt werden, die erste Schriftstellerin, die ihre Werte mit einem männlichen Namen zeichnete, und die in der zweiten Hälfte ihres Lebens stets Männerkleidung anlegte.

### Das Musterland des Fernsprechers.

Während man in allen europäischen Ländern unter der Telephonleitung, hat sich das Fernsprechen in Amerika so weit entwickelt, daß sich sein Gebiet nicht wieder von den Kriegsfeldern erholt, so daß sein Gebiet einen für Europa vorläufig nicht erreichbaren Rekord bildet. Dieser Vergleich ist für uns nicht überraschend, aber auch der eine Höhepunkt der Zivilisation der Benutzer arbeiten, wenn man ihm erst gelöst, als das zugewendet hat, was er zu seiner Erhaltung braucht. Der deutsche Fernsprecheinnehmer wird dann immer noch billiger arbeiten als derjenige in Amerika. Wenn deshalb kürzlich in einer beliebigen Zeitung behauptet worden ist, daß in Amerika der Durchschnittspreis für die jährliche vollständige Fernsprechnutzung nur 55 Dollar, d. h. im Verhältnis sehr viel weniger betrage, als der deutsche Teilnehmer zu zahlen habe, so ist diese Behauptung in mehrfacher Hinsicht nicht zutreffend. Wer die Tarife zweier Länder miteinander vergleicht, und dabei zu zuverlässigen Ergebnissen kommen will, muß die Gebühren zunächst auf eine gemeinsame Einheit bringen. Hierfür geben die bekannten Indizes eines einen zuverlässigen Anhalt. 55 Dollar hatten vor dem Kriege eine Kaufkraft von 40 Dollar. 40 Dollar waren damals = 168 Mark. Die deutsche Pauschalgebühr der Sachverständigen bewegte sich aber zwischen 80 und 180 Mark, betrug also im Mittel 137 Mark und war demnach, wenn man Durchschnittssatz mit Durchschnittssatz vergleicht, niedriger als viele amerikanische Jahresgebühren. Dasselbe ergibt sich, wenn man den jetzt bei der Reichspost geltenden höchsten Pauschalgebührensatz von 280 Mark in Betracht zieht. Denn ihm entsprechen nur 53 Goldmark. Vergleicht man weiter, was jetzt in New York der Fernsprecher kostet, so zeigt der Tarif, daß die Ortsgebührengebühren, die bei 300 Goldmark jährlich 40 Dollar ausmacht, schon bei 2400 Goldmark 108 Dollar beträgt. Nimmt man diesen Satz als Durchschnitt, so ist er mit einem Male doppelt so groß als der oben zitierte Satz von 55 Dollar. Dadurch verdrückt sich aber, wenn man folgerichtig zwei brauchbare Vergleichsobjekte, wie New York und Berlin gegenüberstellt, das Verhältnis um noch viel mehr zu Gunsten des deutschen Gebührensatzes. Der Westdeutsche in seiner Zeitungsausschnitt liegt eben darin, daß man aus dem Vergleichsstandpunkt der vielen in Amerika vorhandenen Bell-Telephongesellschaften eine rechtlich zu Stande kam, was ausgehend Durchschnittssatz herausgegriffen und die nun ohne weiteres zum Vergleich benutzt hat. Für jeden Sachkenner der Fernsprechtarife ist es eine Binsenweisheit, daß einmal die englischen Tarife bisher immer teurer gewesen sind als die deutschen, und die amerikanischen sehr durchweg noch teurer als die englischen. Insbesondere gilt dies von dem Tarife für den Weltverkehr. Ganz verfehlt ist jedoch die Behauptung, daß, während der Durchschnittspreis für die jährliche vollständige Fernsprechnutzung in Amerika — angeblich — nur 55 Dollar betrage, die Entfernungen, über die man für dieses Geld sprechen könne, in den Vereinigten Staaten unendlich viel größer seien als bei uns. Dieser Durchschnittssatz bezieht sich selbstverständlich immer nur auf die Ortsgebührengebühren. Die Ferngebühren kommen hier nicht in Betracht. Da die Vereinigten Staaten von Amerika dem Durchschnitt nach 19 mal größer sind als das deutsche Reich, benötigen sie natürlich auch viel längere Fernlinien. Dafür sind die Gebühren für Ferngespräche in Amerika aber auch dementsprechend hoch. So soll man jetzt für ein Dreizehntelgespräch von New York nach San Francisco 16.50 Dollar, das sind aber 1000 Mark Papiermark.

Nach den neuesten amerikanischen Meldungen will man jetzt dort die Tarife noch weiter und zwar beträchtlich erhöhen, weil die Privattelephon-Gesellschaften nicht mehr ihre Auskommen finden. Gleichwohl begehen wir bei uns immer wieder der irdigen Ansicht, daß in den Ländern, wo der Staat das Fernsprechnetz habe, viel teurer gewirtschaftet werde. Keiner amerikanischen Telephongesellschaft würde es einfallen, mit dem jetzt von der Reichspost geplanten neuen Fernsprechnetz zu arbeiten, der bekanntlich nur die Selbstkosten der Erhaltung decken soll. Davon können Privatgesellschaften nicht leben, und nichts verdrückt mehr für den Fernsprechnetz durch den Staat als viel größer, daß es in Europa sein Land mehr gibt, das nicht dem von Deutschland 1877 zuerst gesetzten Beispiele gefolgt wäre, das Fernsprechnetz zum eigenen Monopol zu erklären. Das letzte der Länder, das vor dem Kriege diesen Schritt getan hat und dafür die damals ungeheuerlich große Summe von 1/4 Milliarde Mark zum Ankauf seiner bis dahin privatwirtschaftlich betriebenen Fernsprechanlagen zahlen mußte, ist England gewesen: Doch ist in den Vereinigten Staaten der privatwirtschaftliche Betrieb des Fernsprechnetzes erhalten hat, ist abgesehen davon, daß sich die amerikanischen Verhältnisse mit europäischen im allgemeinen überhaupt nicht vergleichen lassen, auch schon darin zu sehen, daß es in Amerika über 2000 Privattelephon-Gesellschaften gibt, die sämtlich zu verstaatlichen schon praktisch gar nicht möglich wäre.

### Bunte Zeitung.

Allerhand, der Wodesein. So oft Präsident Millerand durch die Verhältnisse gezwungen ist, den gewohnten kleinen Hut, den er zu tragen pflegt, zu Hause zu lassen, trägt er einen Stoffhümel, zu großen Bedauern der Fabrikanten der letzten Zeit, die bis mit Betrübnis sehen, daß geringen Wert der Präsident eine Anstellung bezieht, die ihnen teurer ist. Aus diesem Grunde hatte sich auch Entschluß der Bundesrat entschlossen, sich mit einer Eingabe an die Abgeordneten zu

wenden in der der Wunsch ausgesprochen wird, der Präsident möge sich ferner bei offiziellen Gelegenheiten eines lebenden Zylinder bedienen. „Was immer auch unsere Reisenden vorsehen“, heißt es in dieser Eingabe, „wird ihnen der Befehl: „Wir können keine lebenden Zylinder mehr verkaufen, da der Präsident der Republik keinen trägt.“ Wenn unsere Industrie sich heute in einer glänzenden Krise befindet, so sind Sie, Herr Präsident, daran in der Hauptsache schuld. Der Eingabe war ein Schreiben für Frau Millerand beigelegt, in dem die Gebete waren, ihnen einwillig dahin geltend zu machen, daß ihr Gatte die Angriffs, die heute unvorstellbar bedrohlicher bilden, wieder in Mode bringt. Herr Millerand möhle den Hangenden Hut machen was er helfen, kann sich aber nicht entschließen, mit seiner alten Gewohnheit zu brechen.

Verführer Scherzstück. Ein labelsartiges Beobachtungsprotokoll beschloß der Wiener Professor Bebra (1816 — 1880) der Begründer der modernen Pteridologie. In einem jezt veröffentlichten Brief Ernst von Bergmann an seine Frau aus Dorpat schildert der damalige Privatdozent, der bei Bebra Vorlesungen gehört hatte, anlässlich die Gabe seines Lehrers, „Rüchlich,“ so schreibt Bergmann, „am einen Mann zu ihm.“ Du bist früher Schmahdner gewesen und bist jetzt Schmeichler, sagte Bebra, und es stimmte. Ein älterer Mann trat eines Tages bei Bebra ein. Der Doktor betrachtete ihn und sagte nach einer Minute: „Was halt du getan, du kommst doch aus dem Gefängnis?“ „Ein bißchen geflohen“, sagte der Gefragte. „Du halt nur eine Wunde gezeig“, sagte der Professor hinzu und der Gefragte bejahte. Bebra hatte keine Schläge aus des fischen Spuren von Angefleht gegeben, die dem im übrigen einflussreichen Mann aus Baden und Salz trug. Er hatte Kleider anziehen müssen, die nicht die feinen waren, und das konnte nur im Gefängnis gesehen sein. Die Angeflehten waren frisch, und seine Hände und Hände waren rein. Also konnte er nur kurze Zeit im Gefängnis gesehen haben.

### Literatur.

Der Himmeln. Roman aus dem Leben eines Suchenden. Von Maria & Vesper Verlag, Mitten 1921.

Ein Roman aus dem Leben eines Suchenden, der sich an die Denker, an die Wahrsucher, an die Dichter und Schöpfer des Lebens wendet. Das Lebensgefühl bewegt sich auf fünf Stufen, lebendster Menschen verdrückt sich zu einem jammervollen und erregenden Schreulich, Wahn und Gemeinheitswille ringen mit dem unerfährten Wahnwahn eines Strebers und mit dem glühenden Lebensdrang einer schönen Frau. Der Glaube der Jugend an reinere, klare Lebensziele ist überalterte Dialektformen ab und führt zu einem mächtigen hoffnungsvollen Schluß. — Man wird den Roman auch der Jugend nicht vorenthalten brauchen, weil seine Sprache selbst dort, wo sie tief menschliches streift, in den Grenzen äußerster Verdrückt bleibt.

Victor Auburins, Pflanzensamen. Umschau und Einbandzeichnung von Erich Schilling. Verlag von Albert Langen in München. — Man könnte die in einer zugleich unaufrichtig und selbstbewußten Prosa geformten, feinstylisierten Erzählungen Victor Auburins als literarische Schwarzweisskunst, als gebildete Abreibungen bezeichnen. Jedoch sind es ständige literarische Kippeln, die allen Freunden, die Auburins sich schon früher erworben hat, wie überhaupt allen Feinschmeckern und Liebhabern deutscher Kleinliteratur ein willkommenes sein werden. Erich Schillings fischer in gleichen Verlag erschienenen Buche „Die Dialektik“ enthält der neue interessante Band eine Reihe feinstylischer aber unendlich und stillos ausgelegter, tiefes und Bewegendes gebender Studien, von denen jede irgendeinen Vorzug, irgendeinen besonderen Reiz oder eine überaus feine literarische Spitze hat.

Die jüdischen Erzählungen von Hauff. Ausgabe und Einbandzeichnung von Walter von Molo. Einbandzeichnung von Felger. 1. bis 15. Tausend, Verlag von Albert Langen in München.

So lange wir Deutschen deutlich fühlen, so lange es trotz allem ein deutsches Gemüt in Deutschland gibt, solange sich unser Volk in einem Kern gesund erhält, wird Hauff geliebt bleiben. Seine Werke haben sich in ungewohnter Wirkungskraft behauptet, und er ist in seiner Art auch heute noch unübertroffen. Das Märchen und die phantastische Erzählung sind sein eigenes Gebiet. Der vorliegende schöne Auswahlband enthält neben den bekanntesten, trotz allem Graunvollsten aus Hauffs Erzählungen, den für alle Leser willkommenen „Bremers Kasperle“, die den Stoff höchst originell, aber und edel zur Anbahnung bringende Rahmenerzählung „Das Wirtshaus im Spessart“ mit den reizvollen Märchen, vor allem dem Kronjuwel „Das alte Herz“. Den Beschluß macht die von jünger, träumerischer Schöpfkraft überaus reiche Novelle „Die Weltlerin vom Pont des Arts“. Walter von Molo führt dem Bande eine Einleitung voran, in der er den Dichter und den Menschen Hauff treffend charakterisiert und eindringlich darauf hinweist, welcher Platz diesem erst deutschen Dichter gerade in unserer Gegenwart gebührt.

Der silberne Kranich. Roman von Rudolf Presbner. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Der neue, in den Jahren 1918 und 1919 spielende Roman Presbners, der wie in seinem vorgelegenen „Bruder Benjamin“ humoristisches mit Ernst und Widersprüchlichem mischt, behandelt Gefühl und Erlebnis einer kleinen deutschen Herzogsfamilie, die durch die Revolution um Thron, Schloß und Heimat gekommen ist. Diese Familie wird in ganz nach dem Leben gezeichnet. Die Frau vergräbt, besonders auf einem Familienfest, den sie für aller Heimlichkeit in einem mitteleuropäischen Bade abhält. Aus dem Gemüthsleben der Familie hebt sich das Sondergeschick des Heiden Wolf-Dietrich, eines moderner gearteten Prinzen, heraus, der das Wälderentent der Tochter eines Hof- und Dominanten entdeckt und dem jungen Mädchen den Weg zur Ehe geebnet hat; nach der Revolution findet er sie in dem kleinen Bad als zukunftsreiche Künstlerin im Sommerengagement wieder. Aus dem freundschaftlichen Verhältnis der beiden entwickelt sich rasch die Liebe; aber der Prinz magt nicht, aus Rücksicht auf seine Familie das Mädchen zu betrauen. Als dem heutzutage sehr nach zwei Töchtern doch noch ein Sohn geboren wird, ist der Prinz Wolf-Dietrich auch der Familie gegenüber frei und herabsetzt seine Geliebte. Mit dem ganzen Reiz seiner lebenswichtigen, alle Gegensätze verschmelzenden Kunst schildert Presbner eine Menge nach dem Leben gezeichnete Typen von links und rechts, vor allem auch den vornehm und allzeit heile aus der Spitze eines kleinen Hofes.

Ein Spiel von der Geburt des Herrn, den Hiren und den Rängen. Von Georg Ferrarac. „Willa“, Wiener Literarische Anstalt, Ge. m. b. H., Wien — Berlin.

Zu beziehen durch die Goebis-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 1226 u. 1630.